

Nr. 156. Bromberg, den 11. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

1. Kapitel.

Die Tür vom Stall hinter den Reitbahnen steht halb offen. Sonnenstäubchen tanzen in einer goldenen Lichtbahn aus dem halben Dunkel heraus. Es riecht warm nach Heu und Tierleibern.

Friede steht allein im Stall. Sie hat Spatz, den Pferdejungen fortgeschickt. Sie will diese Stunde allein haben. Mit dem Rücken zur Tür steht sie, dicht neben „Fanfare".

Fanfare hat den nervösen schönen Kopf zu dem Mädchen gewandt. Schnuppernd sucht das weiche Maul. Die klugen hellen Augen sind aufmerksam auf Friede gerichtet.

„Ja, ja, Fanfare". Unablässig streichelt Friede den Apfelschimmel. Sein Fell glänzt wie ein silberner Spiegel. Spatz hat sicher wieder Stunden an ihm gebürstet.

Zärtlich drängt sich Fanfare an Friede. Die warme Tierzunge fährt weich über ihre Wange.

Da ist es mit Friedes mühsamer Fassung vorbei. Wie lange wird sie Fanfare noch halten können? Und was dann? Dann ist das einzige, das Schimmernde, Beglückende fort aus ihrem Leben.

Sie sucht in ihrer Tasche, sie muß doch noch etwas für Fanfare haben? Endlich — in der Tiefe ihrer Leinenjacke ein Stückchen Zucker. — „Hier, Fanfare."

Das große weiche Tiermaul mahlt genußfreudig.

Friede sieht sich um. Spatz hat wirklich alles wieder tadellos gemacht. Wie sauber der Stall ist. Wände weiß gekalkt, Futterraufe und Trinkgefäß blitzen. Friede wundert sich eigentlich, daß ihr noch niemand, der zahlen kann, Spatz fortgenommen hat. Aber Spatz behauptet immer: „Nee, nee, gnädiges Fräulein, ick von Fanfaren weg? Na, da müßt ick wohl janz verrückt sind."

Da konnte Friede nichts mehr sagen. Nicht einmal Spatzens grauenhaftes Berlinisch verbessern, obwohl sie sich sonst heftig bemühte, seine Bildung zu heben.

Er hätte schon fünfmal mindestens von anderen Pferdebesitzern wegengagiert sein können. Alle kannten den fixen Jungen, dessen Stall und Tier immer am saubersten war. Aber Spatz hing mit einer leidenschaftlichen Verehrung an Friede . . . Was dann noch übrig blieb gehörte Fanfare.

Seitdem vor Jahren Friedes Vater ihn aus dem Waisenhaus herausgenommen und auf Wurlitz zum Pferdejungen gemacht hatte, gab es für Spatz nur *eine* Heimat: Wurlitz. Nur zwei Menschen auf der Welt: Den Herrn, wie Friedes verstorbener Vater überall genannt wurde und Friede.

„Unsere Pferde, unser Fräulein, unsere Turniere", sagte er.

Und bei diesen Worten reckte er seine magere Jungenfigur und das freche Gesicht mit der aufgestülpten Nase noch höher.

Seitdem wurde er wild, wenn einer der Leute ihn noch Spatz nannte. „Hat sich ausgespatzt", erklärte er, „wenn det jnädije Frollein mir Spatz nennen, denn is det ihre Sache. Für euch Dussels bin ick immer noch Fritze Link."

Und er hatte seine neue Würde in wütenden Kämpfen gegen die höhnenden jungen Burschen verteidigt.

Dabei paßte der Name „Spatz" aufs Tipfelchen genau für ihn. Seine etwas struppigen bräunlichen Haare sahen von dem unvermeidlichen Stallstaub immer wie grau gepudert aus. Immer steckte er in einer grauen Leinenlivree.

So stand Spatz auch heute am Eingang zum Gehöft. Sein mageres Gesicht hatte den besorgten Eindruck eines Dackels mit den Querfalten auf der Stirn.

Was hatte das Fräulein? Irgend etwas war mulmig. Sonst hatte sie, wenn sie in die Ställe kam, immer ein Scherzwort oder irgend etwas mit ihm zu bereden; heute war sie so still.

Ein mittelgroßer Mann mit rundem Gesicht, einer Brille, einem Spitzbauch und einem braunen Anzug kam auf den Eingang des Gestüts zu. Unter dem Arm hatte er eine Aktenmappe.

„Morjen. Treff ich hier irgendwo Fräulein Friede Ehrentraut von Stetten?"

„Wat wollen Se denn von der?"

Spatz war entschieden mißtrauisch. Er hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen Leute mit Bäuchen und Aktenmappen.

„Das werd ich dir gerad auf die Nase binden."

„Für Sie bin ich noch lange nicht du. Und wenn Sie's genau wissen wollen, et jeht mir woll wat an. Wenn Se wat von det jnädije Frollein wollen. Ick bin nämlich der Jockei von det jnädije Frollein. Und ick pflege det Turnierpferd, die Fanfare. Aber det is Ihnen woll keen Begriff, wat? Sie haben woll noch niemals wat von einem Rennpferd jehört, det Fanfare heest??"

„Na, Gott erhalte dir dein Mundwerk."

Der Mann mit dem Spitzbauch wandte sich jetzt an einen Trainer, der quer über den Hof kam: "Wo finde ich Fräulein von Stetten?"

„Drüben, Stall 16, 2. Box."

Nun bekam Spatz es mit der Angst. Mit zwei Sätzen trabte er nach. „Entschuldigen Sie," es kam bedeutend höflicher," bringen Sie vielleicht die Haferrechnungen, Herr? Oder wat is et sonst? Denn müssen Sie noch ein bißchen Geduld haben, Herr. Den Hafer können wir jetzt nicht berappen." Der Mann schwieg.

Nun war er am Stall angelangt. Die Tür stand immer noch halb offen. Das Licht fiel auf Friedes schlanke Gestalt, auf die kurzen weiten Beinkleider aus braunem Leinen, die eng ansitzende weiße Leinenjacke, spiegelte sich in den glänzend geputzten hohen Reitstiefeln, auf die Spatz

viel Mühe, Wichse und Spucke verwandt hatte. Die blonden Haare unter der kleinen braunen Strohkappe flimmerten wie reifes Getreide.

Friede hörte die beiden nicht kommen. Der Beamte räusperte sich. Friede wandte sich um. Erstaunt musterte sie den Unbekannten. Da sah sie hinter ihm Spatzens erschrecktes Gesicht. Ein Zittern ging durch Friede.

„Fräulein Friede Ehrentraud von Stetten?“

„Ja!“ — „Raus, Spatz! Ich kann dich jetzt hier nicht brauchen,“ Spatz schlug die Hacken zusammen, machte kehrtum. Draußen schloß er die Stalltür ostentativ. Aber hinter der Tür blieb er stehen, das große rote Ohr dicht an das Holz gepreßt. Der Mann führte irgend etwas im Schilde. Er dachte gar nicht daran, das Fräulein und Fanfare mit ihm allein zu lassen.

Drinnen sagte der Beamte:

„Es tut mir leid, Fräulein von Stetten, ich habe hier eine Pfändung über 2000 Mark vorzunehmen. Sie betrifft eine Restforderung in Höhe dieser Summe, die die Vereinigten Harzbanken an den verstorbenen Herrn Hermann von Stetten auf Wurlitzerode haben.“

„Stimmt.“

„Fräulein von Stetten, die Gläubiger wollen sich nicht länger gedulden. Andere Werte als das Turnierpferd Fanfare besitzen Sie wohl nicht?“

„Nein.“ Aber es klang jetzt nicht mehr so bestimmt und ruhig, fast tonlos. Spatz draußen hatte nur die Frage des Beamten gehört.

Bei dem piept's wohl, dachte er. Die Fanfare will er uns wegnehmen? Det wär ja jelacht! Da hab ick doch auch noch ein Wort mitzureden. Er lief davon, so schnell seine langen Beine es hergaben.

Drinnen im Stall sagte der Beamte weiter:

„Dann bin ich gezwungen, die Stute zu pfänden, Fräulein von Stetten. Sie könnten innerhalb der gesetzlichen Frist durch Zahlung ihrer Schuld das Pfandobjekt frei machen. Wird die Zahlungsfrist nicht eingehalten, so kommt das Tier zur Zwangsversteigerung.“

Friede war weiß geworden. Ein harter Zug lag um ihren kräftigen schönen Mund.

„Wollen Sie meiner Fanfare etwa einen Siegel aufkleben?“ fragte sie. Sie bemühte sich, ironisch zu sein, um dieses rasende Schmerzgefühl in sich zu übertäuben. Der Beamte war ganz erleichtert. Das Fräulein machte ja Witze.

„Ach, Sie meinen den Kuckuck. Ja, was bleibt mir denn anderes übrig? Bei einem Tier hab ich's allerdings noch niemals — — —“

Er wollte sich gerade auf die Futterkiste setzen, da wurde die Tür aufgerissen. Breit fiel das Sonnenlicht herein. Atemlos stand Spatz mitten in der Lichtbahn.

„Ich hab dir doch befohlen, du sollst draußen bleiben, Spatz.“ Friedes Stimme klang scharf. Mußte der Junge hier die Sache miterleben?

„Schimpf nicht, Friede“, sagte es hinter Spatz. Ein großer blonder junger Mensch im Reitanzug mit verbranntem Gesicht und blauen Augen kam rasch herein. Kurz fragte er den Beamten:

„Wieviel?“

„2000 Mark.“

Der junge Mensch griff in die Tasche, zog ein Scheckbuch heraus und einen Füllfederhalter.

„Erlauben Sie.“ Er drehte den verdutzten Beamten einfach um und benutzte dessen Rücken als Schreibpult. „Barscheck nehmen Sie doch?“

Der Gerichtsvollzieher stand ganz verdattert still.

„Wenn er sofort eingelöst wird?“

„Ich bin Ihnen gut dafür. Wulff von Legien.“

Der Gerichtsvollzieher machte unwillkürlich eine kleine Verbeugung.

„Stehen Sie doch still, Herr, wie soll ich denn sonst schreiben? So hier, bitte.“

„Danke sehr, Herr von Legien, ist selbstverständlich erledigt.“ Der Beamte sah den jungen Mann geradezu respektvoll an. Also das war der Legien, der mit 25 Jahren das Millionenvermögen seiner amerikanischen Mutter geerbt hatte und vom Vater her Besitzer von Kohlengruben und Werken in Deutschland war?

„Dann empfehle ich mich“, er nahm den Scheck vorsichtig an sich. Friede stand blaß an die Box gelehnt.

„Laß doch, Wulff, bitte, laß.“ Sie versuchte den Scheck aus der Hand des Gerichtsvollziehers zu nehmen. „Du weißt doch, ich setz meinen Stolz darein, mir selbst aus der Patsche zu helfen.“

„Kannst du das nächste Mal“, erklärte Wulff von Legien kurz,“ stecken Sie ihn bloß weg, Herr Gerichtsvollzieher. Ist Ihnen schon sowas vorgekommen? Du bist imstande, den Scheck zu zerreißen, Friede. Aber das gibt's nicht. Das ist Widerstand gegen die Staatsgewalt. Das lassen wir uns nicht gefallen, Spatz, nichtwahr?“

„Ausjeschlossen, Herr von Legien. Und det tut och det jnädije Frollein nich. Dazu hat se die Fanfare viel zu lieb, wat Fanfare?“

Das Tier hörte seinen Namen. Als ob es verstände, worum es ginge, wendet es seinen schönen Kopf mit den sanft glänzenden Augen suchend herum. Stößt Friede sanft gegen das Genick.

Da ist es mit Friedes Trotz vorbei. Sie möchte das Geld von Wulff nicht nehmen, gerade von Wulff nicht! Sie kann ihm ja nicht so danken, wie er möchte. Und sie ist immer gewohnt, für etwas, was sie bekommt, auch etwas wiederzugeben. Aber sie kann sich nicht von Fanfare trennen.

„Wulff“, sie streckt ihm die Hand entgegen. Ihre Stimme schwankt. Ihre Augen sind voll Tränen. „Wulff, ach.“

„Ich muß weiter, Friede“, sagt Wulff von Legien schnell. Er will ihren Dank nicht haben. Er ist ja so glücklich, daß er für sie etwas tun kann. Und er möchte ja mehr, viel mehr für sie tun, als das bißchen Geld hingeben, das für ihn wirklich verdammt wenig bedeutet. Endlich hatte sie sich jetzt einmal von ihm helfen lassen. Aber soweit hatte es kommen müssen. Er hat ja schon lange gewußt, wie sie sich gequält hat mit ihrem Gymnastikunterricht, das tapfere Mädel. Wenn sie jetzt noch Dank sagte und ihn länger anschaut, mit diesen geliebten grauen Augen, mit diesem Lächeln auf dem geliebten Gesicht, dann garantiert er für nichts. Dann reißt er sie einfach in seine Arme. Und das tut er nicht zum zweiten Male seit jenem Augenblick damals, in dem er sich vergessen hat. Noch hört er ihre kühle, hochmütige Stimme:

„Ich dachte, ein Edelmann zwingt eine Frau nicht, wenn sie ihn nicht küssen will.“

Das war damals wie ein Peitschenhieb gewesen. Seitdem hat er sich an der Kandare gehalten. So schwer es auch war!

Und die Tatsache, Friede helfen zu dürfen, ist die entscheidende Trennungswand zwischen ihm und ihr. Diese Wand kann nur sie niederreißen.

Am besten, man macht jetzt einen ordentlichen Galopp. Er will sich den Almansor vorknöpfen, den neuen Hengst in seinem Stall, der bockigste Bursche, den er je zwischen den Schenkeln gehabt hat. Da heißt's alle Kräfte und die Nerven zusammenreißen. Da vergehen einem Liebesgedanken. — —

„Spatz, Spatz“, sagt Friede, nimmt den Jungen halb lachend, halb weinend an den etwas groß geratenen Ohren,“ was machst du für Geschichten? Ich danke dir aber doch, Spatz, ich weiß nicht, wie es gewesen wäre, wenn Fanfare fortgemußt hätte.“

„Klar, det es dat nich gibt, jnädiges Frollein. Ehrensache, det wir zusammenhalten! Wir sind doch beede aus eenem Stall, wollt sagen, von det jleiche Jut“, verbesserte sich Spatz, rot werdend. Da lachte Friede seit langer Zeit zum ersten Mal wieder.

Groß und schlank geht sie dann über den Hof. Hier ist jetzt viel Leben. Vor dem Tor halten Autos und Dogcarts. Die Reiter steigen aus und gehen den Ställen zu. Fast jeder grüßt Friede und sieht ihr bewundernd nach. Sie ist nicht nur die berühmteste deutsche Turnierreiterin, sie ist auch eine bemerkenswert schöne Frau mit ihrer großen schlanken Sportfigur, mit ihrem schmalen, klargeschnittenen Gesicht. Freilich, wie hart Friede kämpfen muß, um sich nach dem Zusammenbruch des Vaterhauses durchzubringen, weiß man in früheren Kreisen nicht. Selbst Wulff, ihr Vetter, schaut nicht ganz hinein. Und Friede hielt auch ängstlich darauf, sie wollte weder Mitleid noch Wohltaten. Wulff hätte ihr mit seinen Anerbieten, ihr pekuniär zu helfen, überhaupt keine Ruhe gelassen. Armut war etwas Zermürbendes, aber sich ohne Gegenleistung unterstützen zu lassen, war unerträglich.

Und so ist es Friedes eisernes Bemühen, niemanden aus ihren Kreisen ahnen zu lassen, wie es um sie steht.

Alle, die jetzt hier zwischen den Ställen und auf der Reitbahn Friede von Stetten begrüßen, sehen sie immer nur lächelnd, gepflegt und innerlich wie äußerlich gesichert.

So sieht sie auch Peter Ott. Peter Ott, Jugendfreund Wulff von Legiens, Pflegesohn der alten Legiens und — vor wieviel langen Jahren — einmal Spielkamerad Friedes. Er hat Wulff zugesagt, ihn heute draußen beim Training zu besuchen und sein neues Pferd, den Almansor, zu begutachten. Peter hat drüben auf der mexikanischen Farm so einigen Pferdeverstand erworben, wie sogar Wulff zugeben muß. Peter hat ein außerordentliches Interesse für Wulffs neue Erwerbung geheuchelt. In Wahrheit hoffte er Friede draußen zu treffen. Friede, die er seit ihrem zehnten Jahr ungefähr nicht wiedergesehen hat, aber wie er sie jetzt inmitten einer Gruppe unbekannter Reiter stehen sieht, schön, blühend und blond, „wie ein Weizenfeld", mußte er plötzlich denken, da kommt seine alte Befangenheit über ihn. Die ganzen Jahre hat er heimlich immer wieder an die kleine Friede gedacht. Sie war für ihn zum Symbol der Heimat geworden. Wenn er an Deutschland dachte, dachte er an Friede. Und jetzt bringt er nichts weiter heraus als ein steifes: „Guten Tag, gnädiges Fräulein." Dabei ist Friede ganz spontan aus dem Kreis der Herren auf ihn zugekommen. Sie hat zuerst kurz gestutzt, aber dann hat sie ihn gleich erkannt. Er hat sich wenig verändert, es ist immer noch die Grundform des herben, scheuen Knabengesichts. Nur ins Männliche durchgearbeitet. Peter Ott weiß nicht, daß auch Friede plötzlich eine unsinnige Freude bei seinem Anblick empfindet. Daß diese Freude aber einen kalten Guß bekommt durch seine Steifheit.

„Ich suche Wulff", sagt Peter Ott schnell, um nur nicht die Wahrheit zu verraten. Und das ist das Falscheste, was er tun kann. Friedes aufgeschlossenes Gesicht wird sofort kühl. Sie fühlt sich beschämt. Da hat sie solch eine kindische Freude bei Otts Anblick gehabt. Und was sagt Peter Ott: „Ich suche Wulff". Das heißt übersetzt nichts anderes als: „Bilde du dir nur nicht ein, mein Kind, daß mein Besuch hier draußen irgend etwas mit dir zu tun hätte. An dich hab ich schon lange nicht mehr gedacht."

„Wulff? Dort hinten trainiert er, Herr Ott. Also viel Vergnügen, ich muß jetzt gehen."

Sie gibt Peter Ott flüchtig die Hand und wendet sich wieder der Gruppe von Herren zu.

Sie spricht überlebendig, als sie jetzt von den Reitern umgeben, dem Ausgang zuschreitet. Peter Ott steht ein wenig traurig und schaut ihr nach. Dann macht er seufzend kehrt. Wulff mit seinem Almansor sind ihm im Augenblick weiß Gott gleichgültig. Viel lieber wäre er mit Friede gegangen. Wenn sie ahnte, wieviel er an sie gedacht hat. Und nun sagt sie „Herr Ott" zu ihm und tut, als ob er ein ganz flüchtiger Bekannter wäre. Hat er sich dazu so nach ihr gesehnt? Er muß sie noch einmal sprechen — in Ruhe. Nicht so unter anderen, wo immer die verdammte Schüchternheit in ihm ist. Wulff — er marschiert der Trainingsbahn zu. — Durch Wulff muß man wieder einmal zu Friede gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Hilfe!

Skizze von Gertrud Papendick.

Die Nacht war lang, bang und schwer. Der Förster hatte seinen Hund in den Schuppen gesperrt, damit man ihn drin nicht hörte. Er selber blieb draußen. Er stand unter der Tür und lauschte. Und er ging den Weg unter den schwarzen Föhren hinauf bis zu dem Moorgraben, dort kehrte er um. Er machte denselben Gang noch einmal und machte ihn wieder und immer wieder mit dem gleichen weiten ruhelosen Schritt, durch Stunden und Stunden.

Der Wald stand dunkel und stumm um das einsame Haus; aus zwei Fenstern fiel ein trübes, gelbes Licht in die Nacht hinaus.

Der junge Förster ging, kehrte um, blieb stehen und horchte. Am frühen Nachmittag hatte er die Hebamme geholt. Jetzt war es Mitternacht. Er ballte in Ohnmacht die Fäuste in den Taschen, er atmete tief wie um Erlösung und setzte sich wieder in Bewegung . . .

Dann in der zweiten Morgenstunde kam das Kind zur Welt. Es war ein Junge.

Die Frau holte den Mann herein. Und er sah in seiner schweren Verwunderung das winzige Bündel, das sein Sohn sein sollte. Er hatte nie gewußt, daß ein Mensch so klein sein konnte. Viel hilfloser war er als ein junger Hund oder ein neugeborenes Kitzchen.

„Ganz der Herr Förster", sagte die Hebamme anerkennend.

Die junge Frau sah ihren Mann mit einem schwachen Lächeln an: „Hans, ich glaube, er gefällt dir nicht." Sie lag gestreckt und ruhig, mit ganz klaren, friedlichen Augen. Ihre schöne Stirn leuchtete unter dem dunklen Haar, als trüge sie himmlischen Glanz.

Nichts zu sagen wußte der Mann. Er stand hilflos und war ganz und gar erschüttert. Er bückte sich und streichelte ihr wortlos die Hand. Die junge Frau sah ihn glücklich an: „Wir wollen sorgen, daß er ein ordentlicher Kerl wird, nicht wahr?"

Indessen saß die weise Frau in der Küche bei einem Topf heißen Kaffee. Es tat not, sich zu stärken. Er hatte lange gedauert, und die Nacht war kalt. Und doch trank sie hastig und machte sich eilends fertig. Sie ging durch die Wohnstube und ließ ihre flinken Augen umhergehen. Nichts entging ihr. Schöne Sachen hatten die Leute. Sie kam in die Schlafstube und knotete das Tuch unterm Kinn zusammen: „Gesunden Schlaf, Frau Förster . . . Herr Förster, ich werd' nun gehen."

Der Mann stand schwerfällig auf. Er ging an die Kommode, die zwischen den Fenstern stand, und holte das Geld heraus.

„Hier", sagte er, „und schönen Dank! Wegen der Taufe sag ich Bescheid . . ." Er brachte sie bis zur Haustür und schüttelte ihr die Hand.

„Herr Förster", sagte die Frau, und ihre kleinen Augen flackerten angstvoll, „ich hätt' eine Bitte. Bringen Sie mich bis durch den Wald! Ich hab' Angst in der Nacht."

„Jetzt?" sagte der Förster erschrocken. „Und die Frau? Ich kann doch die Frau nicht allein lassen."

„Da seien Sie ganz ruhig! Die wird jetzt schlafen. Für die ist das beste, Sie lassen sie ganz allein."

„Bleiben Sie hier, bis es hell ist!"

Die Frau geriet außer sich. „Aber, wo kann ich das, Herr Förster? Wo doch die Rauensche drüben in Siefertal schon jeden Tag drauf wartet. Was denken Sie — die Kundschaft! Das kann ich nicht, das geht nicht."

Der Förster zögerte. „Ich kann sie aber doch nicht ganz allein lassen", beharrte er.

„Aber, Herr Förster, was soll denn passieren? Nichts passiert. Sie wird schlafen, der Junge schläft auch. Ist doch jetzt alles in Ordnung, und Sie sind bald wieder da. Ich kann doch nicht — allein . . . Wenn mich einer anfällt im Dunkeln, sterben würd' ich vor Angst."

„Warten Sie mal!" sagte der Förster. Er ging hinein zu seiner Frau. Er wollte sie fragen. Doch als er eintrat, umfing ihn die heilige Ruhe dieses Zimmers. Er sah: Sie schlief. Ihr schönes, klares Gesicht war zur Seite gesunken, sie atmete tief und lächelte im Schlaf. Das Kind lag, in einen Waschkorb gebettet, neben ihr und schlief, die winzigen Fäustchen geballt. Anna, dachte er andächtig, und seine Hände griffen ineinander.

Dann fiel ihm die Frau draußen ein. Man war ihr die Begleitung wohl schuldig. Als Dank. Er überlegte: Eine knappe Stunde, dann war er wieder zurück. Und das Weib hatte recht: Die beiden hier schliefen ganz fest, die brauchten ihn jetzt nicht.

Behutsam löschte er die Lampe aus. Durch die Fenster fiel der erste schwache Schein der Dämmerung. In dem fahlen Licht erschien das Gesicht der schlafenden Frau wächsern bleich wie das einer Toten. Er stand unschlüssig und streichelte ganz sacht ihre Hand. Dann riß er sich los. Er nahm den Hut vom Haken, trat hinaus, verschloß die Haustür und steckte den Schlüssel zu sich. „Na, kommen Sie!" sagte er. Kein Lufthauch war spürbar und ringsum kein Laut. Und es störte den Mann, daß dieses kleine, geschwätzige Weib mit der Tasche am Arm da neben ihm unaufhörlich sprach, mit lauter, scharfer Stimme hineinsprach in den Wald und in des Försters tiefe, stumme Glückseligkeit.

Das Kind in dem Korbe schlief seinen ersten, traumlosen Lebensschlaf. Und die Mutter lag im tiefen Schlaf der Erschöpfung, Genesungsschlaf der jungen, gesunden, kraftvollen Frau, die eben zum ersten Male geboren hat.

Es war ihr, als käme sie aus weiten, verlorenen Fernen, aus einer unmeßbaren Tiefe herauf, als sie nach dem Zeitraum einer kurzen Viertelstunde unvermittelt erwachte. Was war? Sie mußte sich besinnen. Dann sah sie, daß sie in ihres Mannes Bett lag, und begriff. In dem Korb neben ihr war das dunkle Kinderköpfchen. Und sie sank zurück und lächelte glücklich ...

Aber was ist das? dachte sie plötzlich. Warum bin ich aufgewacht? Wo ist Hans?

Sie hörte ein Geräusch im Nebenzimmer, dessen Tür offenstand, und wollte rufen.

Aber plötzlich schnürte ihr ein namenloses Entsetzen die Kehle zusammen. Sie wollte schreien. Hans, Hans! und brachte keinen Ton heraus. Ihr Herz erstarrte.

Was war das? Das war nicht ihr Mann — das war etwas anderes — eine fremde Gestalt — Überfall — Vernichtung! ....

Mit einer tödlichen Klarheit der Sinne wußte sie auf einmal, daß, während sie schlief, eine Fensterscheibe klirrend gesprungen war. Und daß jetzt nebenan, nicht zehn Schritte von ihr, etwas Grauenvolles vor sich ging, daß da ein Unheil lauerte, heranwuchs, auf sie zukam. Es war unentrinnbar, es kam, es war Untergang, es war das Ende.

Oh, sterben, warum sterben! ...
Sich bewegen können, aufspringen, davonlaufen ...
Doch die grauenvolle Todesangst lähmte jedes Glied.
Das Kind, das kleine, hilflose ...
Hans, Hans! Wo blieb er? Hilfe, Hilfe ...
Schreien können! Die erstickte Kehle gab keinen Laut ...

Die Gedanken rasten, als müßte das Hirn zerspringen. Einen Augenblick schwanden der Frau die Sinne. Und dann hörte sie es wieder, dort hinter der offenen Tür, das Knacken eines gesprengten Schlosses, das Klirren von Scherben, einen halbunterdrückten Fluch.

Hilfe! .. Keine Hilfe ...
Es war das Verhängnis, es kam. Mit irren Augen starrte sie ihm entgegen.

Durch die Tür schob sich eine geduckte Gestalt, schattenhaft, schrecklich, ein Mann, schwarz vermummt, eine Maske vor dem Gesicht.

Er kam auf sie zu, und sie schloß die Augen.
Es war das Ende ... das kleine, kleine Kind ...
Waren das Sekunden? War es nicht eine Stunde? Die Frau hob die bleiernden Lider, sie sah den vermummten Räuber vor der Kommode knien. Eine Schublade erbrochen, durchwühlt. Das Geld ... Ganz unten, tief versteckt war das Geld.
Ein Blick zur Seite: Da, neben ihr auf ihres Mannes Nachttisch — der Revolver — da war er, bereit ...

Und die rechte Hand, jäh befreit, zuckte herüber, lautlos. Sie hatte ihn. Herr im Himmel! Alles nur ein Atemzug! Ein Herzschlag nur, rasender Hammerschlag des Schicksals!

Und da — jäh und steil wie eine Flamme aufspringend, der Mut in Todesnot. Heiliges Erbe verblichener Geschlechter, die in wilden Wäldern gelebt hatten, umlauert von Gefahr.

Förstertochter und Försterweib, es riß sie hoch. Drüben erhob sich das Unheil, dunkel, drohend ... Die Wöchnerin zielte und schoß, schoß kalten Blutes, mit tödlich sicherer Hand hinweg über ihr neugeborenes, schlafendes Kind.
Der schwarze Unhold sank lautlos um ...

Als der Förster hereinkam, wieviel später, niemand kann es sagen — sein Hund tobte wie rasend in dem verschlossenen Schuppen. Die Sonne ging auf, das Zimmer wir schon hell. Er fand seine Frau bewußtlos, den Kopf auf der Bettkante, in der Hand seinen Revolver.
Auf dem Fußboden aber lag ein Toter.
Doch als der Mann gellend aufschrie, kam sie zu sich: „Was ist?" Die Waffe entlitt ihr, und sie strich sich mit der Hand über die Stirn: „Ach, Hans ... Daß du da bist ... Da liegt er. Ich — — habe ihn erschossen."
Da brach der Mann vor dem Bett in die Knie in einem wilden, lauten, fassungslosen Schluchzen. „Anna, Anna, wie konnte ich!" ...

Sie strich ihm sacht übers Haar: „Sei doch ruhig, Hans! Es ist ja nun gut. Nicht weinen, nicht doch. Du weckst noch den Jungen ..."

Sie holte ein paarmal tief Atem. „Geh, Hans, geh — bring — — — das — — — fort!"
Dem Förster graute, als er an den Toten trat. Es war ein großer Kerl, vierschrötig und muskulös. Die Mütze lag am Boden, aus dem dichten Haar oberhalb des linken Ohres lief ein dünnes Rinnsal Blut auf die weißgescheuerten Dielen.

Als der Förster die Maske herunternahm, zuckte er zusammen.
„Wer ist es?" fragte die Frau leise vom Bett her.
„Weiß nicht. Ein Fremder ..."
Er schleppte den Toten mühsam hinaus, er legte ihn draußen auf die Erde und deckte ihm einen Sack übers Gesicht. Er kannte ihn wohl. Es war der Tischler Krell aus Wolffensee, der Mann der Hebamme.



Lustige Ecke





Junger Rechtsanwalt: „Noch eine Scheidung, Liebste, und wir können heiraten!"

*



„Was, trinken Sie Alkohol?"
„Ja, aber Herr Doktor, Sie sagten doch selbst, daß ein einzelnes Glas nicht schädlich wäre!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.